

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 223.

Freitag, 24. September.

1915.

(24. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuyß.

(Nachdruck verboten.)

Jonkheer van Moelen war gestern Abend mit seinem Automobil in Frankfurt am Main angekommen. Gleich am Vormittag machte er dann dem Oberst Sorhagen seinen Besuch. Er ließ sich bei ihm direkt melden, ohne erst die Damen zu begrüßen. Der Oberst war amüsierend und empfing ihn sofort, er war von seiner Gattin genügend vorbereitet.

Die Herren befanden sich im Arbeitszimmer des Hausherrn. Ein sehr gemütlicher Raum mit hübschen, alten, ererbten Möbeln, auf die die Oktobersonne goldene, tanzende Strahlen malte.

„... So, Herr Oberst, nachdem ich Ihnen meine finanziellen Verhältnisse dargelegt habe, bitte ich um die Hand Ihrer Tochter“, schloß Jonkheer van Moelen, er erhob sich bei den letzten Worten.

Oberst Sorhagen dachte, diese Frage hätte der Jonkheer auch sitzend an ihn richten können. Es war doch kein stürmischer Jüngling mehr, der da vor ihm stand, man hätte diese Unterredung etwas gemütlicher abmachen können, aber der Holländer war bei seiner Erklärung so feierlich gewesen, und das feierliche Gesicht behielt er bei. Friedels Verlobung mit dem Schlingel Hans war entschieden amüsanter, die beiden ertappte er beim Küssen, na ja, und da erklärte er das Mädchen als Verlobte. Weil die Sache aber auch gar zu leicht ging, deshalb konnte sie auch nicht halten. Ernst und Feierlichkeit gehört wohl dazu, wenn zwei Menschen sich einander fürs Leben angeloben. Und da erhob sich der Oberst auch. Auge in Auge standen sich die Männer gegenüber, doch um den grauen martialischen Schnurrbart des Obersten zuckte es vergnügt, er konnte es beim besten Willen nicht tragisch finden, daß ein so bombastisch reichlicher Mann die Friedel heiraten wollte, und die Friedel brauchte man nicht mal zum Altar zu schleppe, die hatte sich ja den Liebsten selbst ausgesucht, also — er streckte dem Holländer die Rechte hin: „Lieber Herr van Moelen, die Zustimmung meiner Frau haben Sie bereits, auch meine Tochter ist mit Ihnen längst einig, da gebe ich gern meinen väterlichen Segen, machen Sie das Mädchen glücklich.“ Weinade hätte er noch hinzugesetzt: „Sonst soll Sie der Teufel holen.“ Aber er schluckte es noch rechtzeitig hinunter. Zu Hans damals sagte er das, und es nützte doch nichts, der Teufel hatte den Bengel doch nicht geholt. Gott, schließlich hatte er Friedel auch nicht unglücklich gemacht, sonst stände der Freiersmann jetzt nicht vor ihm. Jedenfalls ein soliderer Schlag als der Ritter Hans, dachte Oberst Sorhagen.

Jonkheer van Moelen preßte die Hand des alten Offiziers fast inbrünstig, er war so unsagbar glücklich.

„Nachdem wir nun einig sind, werde ich meine Damen rufen, nicht wahr?“ fragte der Oberst. Ganz häßlich verblüht mußte der Jonkheer sein, sonst brauchte er doch nicht rot zu werden. Famos, Oberst Sorhagen amüsierte sich köstlich, er hatte doch wahrhaftig gemeint, so eine richtig tolle Verliebtheit sei ein Privileg der Jugend.

Auf ein Klingelzeichen erschien der Diener.

„Ich lasse meine Frau und Tochter hienher bitten.“ Der Oberst ging den Gerufenen entgegen, und auf Herrn van Moelen deutend, sagte er: „Mein Schwiegerjohn, den Ihr ausgesucht.“

Mit großer Herzlichkeit begrüßte Gräfin Sorhagen den Besuch. Ruhig und freundlich, wie er es an ihr gewöhnt, bot ihm Friedel die schmale Hand. Er neigte sich, sie auf die Stirn zu küssen.

„Ja, aber“ — Oberst Sorhagen mußte schon wieder etwas hinunterschlucken. War das ein merkwürdiges Willkommen von Friedels Seite. Im — der Verliebtere von beiden war entschieden der blonde Hüne mit dem krenzbraven anständigen Gesicht. „Überhaupt 'ne hunde-schnäuzige Natur, mein Töchterchen!“ stellte Oberst Sorhagen fest. Aber vielleicht gefiel das gerade Frederik van Moelen, diese stolze zurückhaltende Art. Der Jonkheer ist übrigens ein sehr vergnügter, netter Kerl, fand der Oberst, und taut auf, nachdem er die Werbung hinter sich hat. Es plauderte sich gut mit ihm. Er war auch Artillerist gewesen, natürlich in Holland, und die beiden Herren unterhielten sich vorzüglich über die Verschiedenheiten der deutschen und der holländischen Artillerie.

Die Gräfin machte der Unterhaltung ein Ende: „Sie bleiben doch zu Tisch, lieber Herr van Moelen?“

Der Angeredete verneigte sich: „Aber gern, Gräfin.“ Seine Augen suchten Friedels Blick, doch der wick ihm aus. Hier in ihres Vaters Haus erschien ihr die Verlobung mit Frederik van Moelen in einem ganz anderen Lichte als auf Dordburg.

Weshalb?

Sie hätte es selbst nicht recht zu erklären vermocht, aber ihr war's, als füge sie dem ritterlichen, vornehmen Manne ein Unrecht zu, daß sie seine Braut ward, denn, wie sie auch mit sich kämpfte und rang, floghoft und herztwiegend machten die jungen, übermütigen Augen Hans Budenbachs all ihr Denken und Wollen zunichte, und ihr Stolz war dagegen machtlos, so fest sie sich auch damit unpanzerzte.

„Nun können wir also die Verlobung veröffentlichen“, sagte Gräfin Sorhagen, und wieder suchten Frederik van Moelens Augen den Blick seiner jungen Braut, und ein Strom seiner warmen, starken Liebe zog zu ihr hinüber und versuchte die gleiche Empfindung in ihr auszulösen. Doch umsonst, nicht einmal das „Gernhaben“, das in ihr gewesen, so lange sie der Heimat fern war, konnte sie mehr aufbringen. Nur ein Etwas wuchs in ihr auf, das war Mitleid mit dem Manne, der sie mit so hoffenden Augen ansah, so gläubig, wie ein frommer Beter wohl ein Heiligenbild ansah.

Sie schämte sich. Wie schlecht, wie entsetzlich schlecht handelte sie. Denn es war doch gemeiner Betrug, was sie im Begriffe war, zu tun. In ihr schrie es: „Sage die Wahrheit, demütige dich, noch ist es Zeit.“

„Nun, Friedel, wo bist du denn mit deinen Gedanken?“ schrie sie die Stimme der Mutter auf, „nicht wahr, du bist auch dafür, daß wir die Verlobungs-

anzeigen drucken lassen?" Taktmäßig klopfte die Gräfin mit der Borgnette, die sie in der Rechten hielt, auf die Knöchel ihrer Linken.

Das machte Friedel ganz nervös.

Hätte sie nur ein Viertelstündchen allein sein können, dann hätte sie wohl den Mut gefaßt, offen zu bekennen, was sie als anständiger Mensch bekennen mußte, aber hier jetzt — nein. Zäh hob der Stolz wieder sein Haupt und spottete: Wozu sich erniedrigen und den Eltern Kummer bereiten, und dann, was du auch tust, es nützt dir nichts. Hans Budenbach heiratet die schöne Magda Bergen, verloren ist er dir auf immer. Und ein anderes Stimmchen überredete: Nimm nur den Ruheplatz an Frederik van Moelens treuem Herzen an, die Liebe findet sich und wenn's keine strahlende, versengende Flamme wird, so wird sie vielleicht ein ruhiges, gleichmäßiges Herdfeuer. Und Friedel horchte auf alles, was in ihr sprach, und als es dann still ward, antwortete sie: „Die Anordnungen, wann und wie unsere Verlobung bekannt gegeben wird, überlasse ich dir, liebe Mama, du wirst es sicher am besten arrangieren.“

Kentheer van Moelen nickte beistimmend seiner Braut zu, und Gräfin Sorhagen lächelte zufrieden: „Dann bestelle ich morgen die Anzeigen, übrigens“, fuhr sie fort, „hatten wir die Absicht, heute zum Rennen hinauszufahren. Sie begleiten uns wohl, lieber Herr van Moelen“, forderte sie auf.

„Mit dem größten Vergnügen, Gräfin, darf ich für die Fahrt mein Auto zur Verfügung stellen?“ erbot er sich.

„Das ist eine gute Idee“, lobte der Oberst, „denken Sie, Moelen, ich geh nicht so leicht in einen Benzinkasten rein, feige für einen alten Soldaten, was?“ unterbrach er sich, „ich bin auch schon oft genug deshalb ausgelacht worden, aber das ist stärker wie ich. Aber meinem Schwiegersohn in spe werde ich meine alten Knochen anvertrauen. Sie fahren doch selbst?“ setzte er fragend hinzu.

„Zuweilen, meist fährt mein Chauffeur, ein tüchtiger, nüchternen Mensch, auf den ich mich verlassen kann.“

Die Gräfin erhob sich, sie wollte der Köchin sagen, es dürfte heute nicht so spät angerichtet werden, und der Oberst sollte aus dem Weinkeller einen feinen Jahrgang besorgen.

Das Brautpaar war allein. „Sie wollen sich doch jedenfalls aussprechen“, sagte die Gräfin draußen zu ihrem Manne.

Regungslos lehnte Friedel Sorhagen in dem Sessel. Sie wartete. Etwas mußte geschehen. Jetzt würde er aufstehen und zu ihr kommen, von seiner Liebe würde er reden und seine Augen würden lauern und forschen dabei, sie hätte nicht reden können. Und ihre Rippen würde er küssen wollen — schon sah sie zu ihm hin.

Frederik van Moelen machte keine Miene, sich ihr zu nähern, es war, als wisse er genau, was in ihr vorging. Ein gütiges Lächeln brach wie Sonnenglanz über sein Gesicht und erhellte es: „Wir Holländer sind zäh und geduldig“, sagte er langsam.

Die Worte reiheten sich aneinander gleich einer Brücke, die sich hinüber baute zu ihr, und auf dieser Brücke kam die schöne Friedel wohl einstens zu ihm hinüber, — einstens, wenn alles von ihr abgefallen, was sie heute noch beschwerte, — zu ihm, Frederik van Moelen. Er wollte geduldig warten, denn Friedels Augen hatten ihm verraten, seine Zeit war noch nicht gekommen. Das, was Gräfin Sorhagen eine „Kinderlei“ genannt, war bitterernst gewesen.

„Dies meiste ist vorzüglich imstande“, erzählte er, ein harmloses Thema anschlagend, „drei Reitburschen hat es schon wieder abgeworfen, seit du in Dübburg warst.“

Friedel wandte ihm voll ihr Gesicht zu: „Sollte das nicht an den Reitburschen liegen, mir machte das Tier doch nicht die geringste Miße.“

„Darüber verwundert sich das Stallpersonal auch heute noch“, gab er zurück, und dann nickte er mit einem

Vorschaug heraus. Sie würde ihm eine sehr große Freude machen, wenn sie „Dies meiste“ von ihm als Geschenk annehme.

„Das wertvolle Tier! Nein, das könne sie nicht annehmen.“

„Wir sind doch bald vor aller Welt Verlobte“, sagte er, „und „Dies meiste“ Herrin wirst du sowieso, ob das nun vor oder nach unserer Hochzeit geschieht.“ Da hatte er recht. Ja, „Dies meiste“ möchte sie gern haben.

„Ich schicke es dir, sobald ich wieder zu Hause bin“, versprach er, „und später, wenn wir verheiratet sind, bringst du es mit nach Dübburg.“

Die Worte „heiraten“ und „Hochzeit“ hatten für sie jetzt nur einen oberflächlichen Klang, sie glitten an ihrem Ohr vorüber leer und inhaltslos, das lag ja noch so weit so weit, und mit sportlichem Eifer sprach sie von den Vorzügen „Dies meistes“, und als der Oberst wieder ins Zimmer trat, fand er kein flüsterndes Brautpaar, sondern zwei Menschen, die sich Pferdegeschichten erzählten.

Nach dem Essen fuhr Frederik van Moelen in einer herbeigeordneten Droschke sofort in sein Hotel, in einer Stunde wollte er die Familie Sorhagen in seinem Auto zum Rennen abholen. —

Friedel konnte endlich ihr Zimmer auffuchen, und sie riegelte hinter sich ab. Das Bild von Hans Budenbach war längst von ihrem Tisch verschwunden und lag tief unten auf dem Grunde einer Truhe begraben, in der das junge Mädchen Spitzen, Bänder und allerlei Tand verwahrte. Seit sie es damals unter den Glitterfram steckte, hatte sie es niemals mehr angesehen. Als berge die Truhe etwas Böses, war sie darum herumgegangen. Jetzt drehte sie den Schlüssel im Schloß und ihre Hand zog unter seidenerm Firlefanz das Bild hervor, vor dessen Anblick sie sich fürchtete und schonte und nach dem sie sich doch sehnte, bang und tief. Sie hob das Bild vor die Augen und ihre Hand bebte stark. Das Bild fiel zu Boden. Sie kniete nieder und hob es auf. Mit weichen vergebenden Blicken sah sie darauf hin, und tonlos sagte sie: „Nun müssen wir für immer Abschied nehmen, den nun bin ich Frederik van Moelens Braut.“ Dann küßte sie das Bild lange, lange, als wäre es ein geliebtes lebendes Wesen, und dann ging sie an den Ofen, der mit seinen bemalten Porzellantafeln einen netten Zimmerschmuck bildete, sie öffnete die Ofentür und legte das Bild hinein. Ein Streichholz flammte auf, gierig züngelte eine gelbe, kleine Flamme an dem Rande des Bildes entlang und knisterte befriedigt, ob der guten Nahrung und plötzlich zog das Flämmchen quer über das hübsche übermüdete Jungengesicht, und aus dem Flämmchen ward eine Flamme, die aufsprang und allmählich erstenbend niederfiel.

So, das war sie ihm schuldig gewesen, ihrem Verlobten, der ihr so fest vertraute. Und nun begann sie sich umzufleiden. Ein Kostüm aus weißem Moiré antique zog sie an, das legte sich so glatt und kühl um ihren stolzen Körper, und der breite Rand des gleichfarbigen Gütes, um den sich eine weiße köstliche Sträußchenfoder wand, stand wie ein schneieiger Glorienschein rings um das schöne Gesicht. Den Pfendekopf aus Brillanten steckte sie an, Frederik van Moelens Geschenk.

Heute würde sie Hans wiedersehen, wenn auch nur von weitem, er ritt „Gegenkind“, sie hatte heute morgen das Programm gelesen.

„Wenn wir nicht zum Rennen gehen, wird man darüber reden“, hatte die Mutter gesagt, „im übrigen denk ich, wird Hans nicht wagen, uns zu beglücken, nachdem er die Dummheit mit der Schauspielerin gemacht.“

Die Mutter schickte nach Friedel, ob sie fertig sei. Da nahm sie ihr Täschchen mit dem Opernglas und ging hinunter. Die Gräfin winkte ihr in den Salon zu kommen. Frederik van Moelen, in grauem Selbstanzug, stand plaudernd mit dem Vater zusammen.

Bei ihrem Eintritt kam er auf sie zu, und der Ausdruck seines Gesichtes zeigte ihr, daß er sie sehr schön fand,

Er reichte ihr die Hand und hielt ihr einen Ring entgegen mit einem blühenden Solitär.

„Dein Verlobungsring Friedel, ich hätte ihn dir heute abend feierlich übergeben können, aber ich möchte, daß du ihn schon jetzt trägst.“

Da hob Friedel Sorhagen den kostbaren Ring an den Finger und der Junkheer küßte sie auf den Mund. Friedel fühlte, Frederik van Moelen wußte, daß Hans Buckenbach heute ritt und er glaubte ihr Herz besser gegen alle Versuchungen zu feien, wenn sie seinen Ring trug.

Eilfertig brachte die Gräfin den Sorhagenschen Wappenring herbei, den Friedel schon einmal an eine Männerhand gesteckt, und das junge Mädchen gab den Ring dem Junkheern van Moelen. Nun gehörte er einem anderen, der alte Wappenring, der einmal an Hans Buckenbachs brauner, nerviger Hand gealängt.

(Fortsetzung folgt.)



Es gibt eine Sittlichkeit auch in den gemeinen Verhältnissen des Weltverkehrs. Man nennt sie Diskretion. Feuchtersleben.

Der Gesang der Gefangenen.

Von Erik Mad.

Es war während des Rundgangs durch das große Lager, das 10 000 gefangene Russen aufnahm, Abend geworden. Die Sonne stand rotglühend über einer schwarzen Kiefernwald hinter am Horizont. Ihre letzten Strahlen schlichen sich eben durch die schmalen Oberlichtfenster in eine der großen, halb in die Erde eingebauten Wohnbaracken der Russen und tauchten das lebhaft-bewegte Bild in ein beinahe feierliches Licht. So etwa, wie es um die Altäre unserer Kirchen schwebt, wenn die Sonne durch bunte Spitzbogenfenster gedämpft wird. Die Russen saßen oder standen plaudernd in Gruppen umher, die meisten von ihnen barfuß. Sie hatten die Stiefel neben ihre Lagerstätten gestellt und ließen sich den warmen, märkischen Sand wohligh über die Füße rieseln. Das Ganze ein Bild, wie es Max Liebermann gut malen müßte.

Niemand läßt sich durch unsere Anwesenheit stören. Erst als ein blonder, untersehter Russe, feingliedrig und mit einem etwas weichlichen Gesichtsausdruck, im Rahmen des Eingangs erscheint, schaut alles auf. Es ist der Aufseher dieses Gefangenenhofes, ein Referendar, der ziemlich fließend Deutsch spricht. Er ruft die Sänger zum religiösen Abendgesang. Eine Schar von knapp zwei Duzend Russen sammelt sich um einen schlanken, schwarzgelockten Russen mit einem prachtvoll rasierten Kopf, in dessen Augen ein heißes slawisches Temperament glüht. Er ist im Zivilberuf Opernsänger in Odessa und hat hier unter seinen Kameraden offenbar einen kleinen Chor zusammengebracht, der seinen musikalischen und erzieherischen Fähigkeiten alle Ehre macht. Er selbst übt neben dem Amt des Dirigenten das eines Vorsängers, wie wir es in unseren Synagogen sehen.

Die Russen, die nicht mitsingen, haben sich neben den Eingängen in ihre Baracken aufgestellt und nehmen jetzt mit den Sängern ihre Mützen ab. Der metallische, ungemein wohlklingende Tenor des Vorsängers ertönt jetzt weit in die abendliche Stille hinein. Der Sänger legt Seele in sein Lied, und auch, als der Chor, nach Art eines gut geschulten Männerchors, pünktlich und sicher einsetzt, fühlt man die innerliche Art des Vortrags. Es ist ein religiöses Lied, eine schwermütige, getragene Weise, die in dieser besonderen Umgebung, im Hinblick der vielen hundert andächtig lauschenden Russen und bei der feierlichen Ruhe der abendlichen Landschaft selbst ergreifend wirkt. Neben dem Eingang einer der vier Baracken saß bis jetzt ein Russe mit einem gelben Mongolengesicht in hockender Stellung und schlürfte seine Abendsuppe aus dem Napf. Er richtet sich mit einmal auf, und seine Augen verlieren den stumpfen Ausdruck. Scheu, wie schuldbewußt, steht er sich um, beobachtet seine Kameraden, dann haben die heimatischen Töne auch seine Seele in ihren Bann gezwungen. Auch wir, wohl alle in dem Gedanken an unsere gefangenen deutschen

Brüder in Feindesland, sind nachdenklich geworden. Auch sie werden manchmal, genau wie diese Russen hier, im heimatischen Lied Trost und Vergessen für ihre Leiden finden.

Der lebhaftere Rhythmus eines Soldatenliedes, aus dem russisch-japanischen Krieg, wie uns der blonde Referendar ertönt, läßt uns erneut aufhorchen. Wieder singt der glutäugige Opernsänger aus Odessa vor, und wieder sehen die anderen, sicher und ohne Schwanken ein; keiner kommt zu früh, keiner hängt nach. Auch ein Liebeslied, „Poltawa“, das die Russen jetzt anstimmen, singen sie in derselben Weise. An den benachbarten Sammelhöfen drängen sich die Gefangenen an die Stacheldrahtumwehrungen und lauschen herüber. Einem baumlangen Baschkiren, den die Lammfellmütze noch größer erscheinen läßt, schimmern die Augen feucht, und nach einer Weile zittert ein Tropfen in seinen struppigen Bart. Der kleine Referendar hat ein gezwungenes Lächeln im Gesicht.

Wir sind weitergegangen. Die frische Stimme klingt auch aus der Ferne noch deutlich an unser Ohr. Gedämpft tönt der Gesang der anderen herüber. Ich muß mich gegen eine plötzlich aufsteigende weiche Regung wehren. Diese Russen hier sind Gefangene aus der Schlacht bei Tannenberg. Damals waren sie plündernd, sengend und mordend in unser Ostpreußen eingefallen, hatten gehaust dort wie Wilde. Und heute singen sie weiche Liebeslieder! Und weinen dabei! Rätsel der Volksseele!



Aus der Kriegszeit.

Ein Brief aus Mitau. (Original.) Mitau, 21. August 1915. „Meine liebe J. E. Du hast gewiß geglaubt, wir seien aus Mitau geflohen wie so viele deutsche Familien, die, dem russischen Druck gehorchend, ihr Eigentum verlassen und nach Petersburg oder Moskau gingen. — Die letzten Tage unter russischer Herrschaft waren furchtbar; wir verließen unsere Wohnungen nicht mehr, weil die Kosaken in den Straßen wirtschafteten, raubten, plünderten und die Passanten bedrohten. In der Nacht auf den 1. August wurden die Fabriken und öffentlichen Gebäude gesprengt und angezündet, und bald brannten an vielen Stellen ganze Häuserkomplexe. Um 10 Uhr morgens fing die große Fabrik neben uns zu brennen an, gegen Mittag hatte das Feuer sich unserem Grundstück bedrohlich genähert, denn gelöscht durfte nichts werden. Wo die Feuerwehr den Versuch machte, erschienen berittene Offiziere und durchschlugen die Sprinkenschläuche mit ihren Säbeln. Durch einen Zufall gelang es uns, eine Handspitze, die von einem halben Duzend Schülern bedient wurde, in unseren Hof zu bekommen. Nun schleppten wir Frauen unermüdlich das Wasser herbei, und die jungen Leute bestrahlten unsere Hofgebäude, denn auf die brennenden Schuppen der Fabrik durfte der Wasserstrahl nicht gerichtet werden. Vorher schon hatten Marie und ich mit Äxten einen großen Teil des Grenzzaunes niedergeschlagen, um das Feuer wenigstens dadurch eine kurze Zeit aufzuhalten. Es war bereits 1/4 Uhr; wir waren durch das Pumpen und Wassertragen völlig erschöpft. Das Feuer hatte die dem Zaun zunächst stehenden, schützenden Bäume bereits versengt und konnte jeden Augenblick auf unseren Holzstall überspringen! Wir gaben alles verloren und versuchten mit letzter Kraft, einige Wäsche- und Kleidungsstücke in Bündel zusammenzuraffen, — da wurde auf der Straße ein eiliges Laufen hörbar! — Die Russen rannten, was sie konnten! Atemlos standen wir hinter den geschlossenen Fensterläden. Nach einigen Minuten tiefster Stille ertönten wieder Schritte, — wir lugten auf die Straße, da erklang auch schon aus jubelnden Kehlen: „Hurra! die Deutschen sind da!“ Und einstimmig riefen wir: „Nun dürfen wir löschen!“ Mit neuem Mut eilten wir an die Spritze. Wieder schleppten wir Frauen Wasser, und nach 1 1/2 stündiger Arbeit war die Gefahr für uns beseitigt. Der Fabrikhof brannte noch bis in die Nacht weiter. Nun konnten wir endlich auf die Straße hinaus, um unsere Retter zu begrüßen und ihnen, gleich vielen anderen, Erfrischungen zu bringen. Das Schießen dauerte noch lange fort, denn die über den Fluß getriebenen Russen wurden natürlich verfolgt. Das Feuer hatte uns so beschäftigt, daß wir auf die — über unsere Köpfe hinüber- und herüberausenden Schrapnells gar nicht

geachtet hatten; erst in den folgenden Tagen sah ich bei meinen Gängen durch die Stadt, wie viele Häuser Beschädigungen erlitten hatten. Am Morgen des 3. August hatten wir noch einen tüchtigen Schred. Ein russischer Bliker warf uns eine große Bombe in den Garten, der außer einigen Bäumen auch sämtliche Fensterscheiben zum Opfer fielen. Aber die Aviatiker haben ihre noch öfter wiederholten Versuche, der Stadt zu schaden, mit dem Leben büßen müssen, denn sie wurden eines Tages heruntergeschossen. Völlige Ruhe herrscht hier noch keineswegs. Fast täglich ist Geschützdonner zu hören, aber wir fühlen uns sicher im Schutze der deutschen Armee und bitten Gott täglich, uns für alle Zeit vor den Russen zu bewahren. Kaiser Wilhelm muß fest halten, was er genommen hat, sonst müßten wir unglücklichen Deutschen verzweifeln! Wohl wissen wir, daß knappe Zeiten unser warten, daß unser Stücklein Brot viel kleiner wird als früher, aber alles Schwere, was jeder deutsche Untertan in den nächsten Jahren tragen muß, wollen auch wir gerne auf uns nehmen, wenn wir nur endgültig von der unwürdigen Sklaverei erlöst sind. Wir erleben jetzt eine große Zeit, wir dürfen voll und ganz teilnehmen an dem Aufschwung der unterdrückten Völker, wir werden stolz darauf sein, uns zu den Untertanen des deutschen Kaisers zählen zu dürfen! Wenn uns nur bald ein dauerhafter Friede beschert werden würde, damit unsere arme, verwüstete Heimat sich erholen könnte. — Heute war ich auf der Kommandantur und holte mir die Erlaubnis, über Schweden an Arnold schreiben zu dürfen. Unsere armen Kinder werden in Todesangst um uns sein, denn die russischen Zeitungen haben die Nachricht gebracht, Witau sei am 4. August von den Russen zurückgenommen und alle Deutschen seien vertrieben worden. Du weißt nun, daß uns nichts Schlimmes geschehen ist, das wird Dich beruhigen. Wiederkommen kannst Du noch nicht, — denn es gibt nichts zu essen. Du mußt warten, bis Niga in deutscher Hand ist, dann gibt's wieder Zufuhr! — Im April ist Schwager Artur gestorben, im Juni haben wir auch Adolf zu Grabe getragen, — so haben diese beiden begeisterten Verechter des Deutschthums die beginnende Wiedergeburt unserer Heimat nicht mehr erleben dürfen!! — — — Und nun laß mich Dir noch von etwas Herrlichem erzählen, das wir eben erlebt haben. Nachmittags 4 Uhr fand ein Kirchenkonzert statt, ausgeführt von Offizieren der deutschen Armee unter Mitwirkung der vorzüglichen Militärkapelle. Wir hörten einen trefflichen Bass, einen herrlichen Bariton und vorzügliches Cello- und Orgelspiel. Der Divisionspfarrer Witschel hielt zum Schluß eine schöne Ansprache an uns Witauer, und dann sangen wir alle „Eine feste Burg ist unser Gott!“ — — —

St. Bureaukratismus in Rußland. Wer die russischen Behörden bisher für nicht gründlich gehalten hat, wird seine Meinung ändern, wenn er das wahre Geschichtchen liest, das in der „Stampa“ als Beweis für den wirklichen „Ordnungssinn“ der Russen mitgeteilt wird. „Eine sehr bekannte Sängerin, Mitglied eines Moskauer Theaters, wollte eine Kunstreise unternehmen und ging auf die Polizei, um sich den Paß stempeln zu lassen. Der Beamte erkundigte sich, ob sie das Gesuch schriftlich aufgesetzt habe. „Ich glaube, es sei nicht nötig“, antwortete die Sängerin. Da gab der Beamte ihr Papier und Feder und diktierte ihr das Gesuch, das geschlossen und versiegelt wurde. „Jetzt“, sagte der Beamte, „haben Sie es nur noch einzureichen.“ „Bei wem?“ fragte die Sängerin voll Bewunderung. „Bei mir natürlich.“ Er nahm es, brach das Siegel, las das Gesuch aufmerksam vom ersten bis zum letzten Buchstaben, wandte sich dann zu der Sängerin und sagte mit großer Würde: „Meine Dame, ich habe Ihr Gesuch gelesen und bedauere sehr, es nicht genehmigen zu können.“

Hypnose als Heilmittel für Kriegsnervenleiden. Unter den unangenehmen Einflüssen, die sich infolge der im Kriege gewonnenen Erfahrungen in Heilwesen geltend machen, spielt auch die Hypnose eine tätige Rolle. Wie ein Arzt in der „Daily Mail“ ausführt, hat man in den englischen Lazaretten mit hypnotischer und Suggestiv-Behandlung bei Fällen von Kriegsanstalt und Kriegstrummheit zahlreiche Erfolge beobachtet. Die genannten Fälle von Nervenhysterie oder sonstiger Zerrüttung des Nervensystems sind meist durch starke Explosionen — durch Luftdruck sowohl wie durch überlauten Geräusch —, auch durch lange Ohnmachten usw. hervorgerufen. Einige der in der „Daily Mail“ angeführten Krankheits- und

Heilungsbilder, die den Aufzeichnungen eines großen englischen Lazaretts entnommen sind, zeigen Beispiele von allgemeinem Interesse: „Ein Patient, der durch die Explosion einer Granate verschüttet worden war und hierbei seine Gedächtniskraft eingebüßt hatte, zeigte auch nach monatelanger Behandlung mit den üblichen Mitteln — absolute Ruhe, besondere Ernährung, Elektrizität — keinerlei Besserung des Denkvermögens. Schließlich entschied man sich für die Hypnose. Als der Patient in den gewünschten hypnotischen Zustand versetzt war, antwortete er mit vollster Genauigkeit auf alle sein früheres Leben, seine Familie, seine Erlebnisse vor dem Kriege betreffenden Fragen. Man setzte die hypnotischen Sitzungen mit steigender Kraft fort und stellte sofort nach dem Erwachen sehr schnell dieselben Fragen. Nach der dritten Sitzung zeigte sich, daß der Patient auch im wachen Zustand Gewalt über sein Denkvermögen bekam. Er erinnerte sich bereits an seinen Vater und seine Schwestern. Nach zwölf Sitzungen, die über einen Zeitraum von drei Wochen verteilt waren, konnte der Patient als geheilt entlassen werden. In einem anderen Falle gelang es, einem Soldaten, der sich seiner Tätigkeit im Felde nicht mehr zu entsinnen wußte, allmählich jede Einzelheit ins Gedächtnis zurückzurufen. Ein anderer Soldat hatte das Geschmacks- und Geruchvermögen verloren; außerdem war er halbtaub. All diese Leiden wurden nach und nach durch Hypnose behoben. Auch gegen die häufigen und qualvollen Fälle dauernder Schlaflosigkeit kann die hypnotische Behandlung mit Erfolg angewandt werden.“

Das chinesische Zensurmantelchen in Paris. Die französische Zensur hat scharfe Augen, aber die französischen Journalisten verfügen — wenigstens manchmal — über ein noch schärferes Blendwerk. Daß die Wahl der Mittel in diesem Falle die seltsamsten Formen annehmen kann, hat der „Cri de Paris“ gezeigt, der das gestrenge Zensurverbot umging, indem er über alle Einzelheiten der jüngsten französischen Ministerkrise in Form eines altchinesischen Märchens berichtete. Die angebliche „Legende“ ist ins Innerste Chinas versetzt, und die Haupthelden, Millerand und Viviani, tragen die durchsichtigen Namen Mi und Vi. „Dieses ereignete sich in China“, so beginnt das Märchen, „während die Bewohner des himmlischen Reiches mit den Barbaren des Nordens im Kampfe standen. Die hohen Würdenträger zogen in ihrer geheimen Sitzung alle Maßregeln in Betracht, die zum Heil des Landes mitwirken konnten, und hatten alle den Wunsch, recht eilig zu sein oder wenigstens so zu scheinen. Unglücklicherweise hatte einer von ihnen, der große Würdenträger Mi, dem die Sorge für die militärischen Angelegenheiten oblag, einen schlechten Charakter. Er vertraute sich den Mitgliedern der Mandarinen-Vereinigung an und sagte ihnen unerfreuliche Dinge, nahm sogar einige der einflussreichsten beiseite, um ihnen Indiskretionen in die Ohren zu flüstern, die sie gewiß gern stolz weiterzählt hätten. Aber die Mandarinen, durch das angewöhnte Vorgehen in ihrer Eigenliebe gekränkt, brühten den hohen Würdenträgern ihre Unzufriedenheit aus, besonders beschwerten sie sich bei ihrem Oberhaupt, dem großen Würdenträger Vi, der die Dinge des Staates zu leiten und demzufolge natürlich nichts zu tun hatte. Vi wollte sich gern den Mandarinen gefällig erweisen. Eines Tages begab er sich zum Würdenträger Mi und sprach: „Mein Freund, die Mandarinen wollen nichts mehr von dir wissen. Du mußt, um unsere Ehre zu retten, „Harakiri“ machen.“ „Sehr gern“, antwortete Mi ohne Bedenken. „Aber ich meine es mit meinen Kollegen zu gut, als daß ich mich von ihnen trennen könnte. Wir wollen alle miteinander „Harakiri“ machen.“ „Du hast mich falsch verstanden“, rief Vi erschrocken. „Nicht unseren Kopf verlangen sie, sondern deinen.“ Aber davon wollte Mi nichts wissen. Das Oberhaupt der Würdenträger mußte verzweifelt diese Antwort den Mandarinen überbringen, die sehr ungehalten waren. „Wir haben uns in bezug auf dich falschen Illusionen hingeeben, dir fehlt jede Energie. Um den Kopf deines Kollegen zu bekommen, werden wir gezwungen sein, dich zu opfern.“ Diese Aussicht gab dem großen Würdenträger keine vermeintlich verloren gegangene Energie zurück. Er hielt eine wundervolle Rede, in der er die Mandarinen aufforderte, ihre Beschuldigungen auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Seine Beredsamkeit rührte sie zu Tränen. Und seit jenem Tage sagte das Oberhaupt der Würdenträger, so schwer es ihm auch wurde, nur noch Gutes von seinen Kollegen.